

**LESEPROBE – IM GLASHAUS**  
**Urheberrechtlich geschütztes Material**  
**© TATJANA BLEICH – 2009**

**Erschienen in der Kurzgeschichten-Anthologie „Eichenblätter“ B.o.D.**

Ich lebe in einem Glashaus. Ich weiß nicht wie lange schon, auch nicht wo ich zuvor gewesen war, ob es überhaupt ein Leben vor dem Leben im Glashaus gegeben hatte. Ich weiß nicht wer für mein Dasein verantwortlich ist, zu wem ich gehöre, wie alt ich bin.

Ich bin nur hier, im Glashaus, solange ich denken kann. Es steht auf einer großen ebenen Fläche, die mit Gras bewachsen ist. Man kann nicht sehr weit sehen, denn ein zarter Nebel umgibt das Glashaus. Einige Bäume stehen in der Nähe wie Wachen, sie sind groß, mit ausladenden Ästen, die stets gelbe, braune und rote Blätter tragen. Der Boden ist voll von ihnen und doch werden die Bäume nie nackt, man sieht die Blätter nie fallen, als wäre der ganze Ort wie eine Kulisse, künstlich angelegt. Das Glashaus selbst ist wie ein Organismus, es scheint aus der Erde zu wachsen, Wurzeln zu haben. Es hat keine bestimmte Größe, man kann nicht sagen es sei groß oder klein. Es ändert seine Größe unmerklich, ganz langsam, ebenso wie sich die Laune eines Menschen verändert. Alles bekommt man mit, jedes Wetter. Man kann zusehen wie sich die Farbe des Himmels verändert, wie der Tag in den Abend übergeht, der Abend in die Nacht.

Eine Bank, braun und ohne Lehne. Meine Bank. Irgendwann muss ich sie für mich erobert haben, aber ich erinnere mich nicht daran. Sie steht in einer Ecke des Glashauses an der Wand. Ich schlafe auf ihr. Ich schlafe zu allen möglichen Zeiten. Eine Uhr gibt es hier nicht. Kein Ticken. Flüstern, Gespräche.

Das Glashaus erscheint wie eine Bahnhofshalle, nur ohne Uhren, ohne Aschenbecher oder Mülltonnen, ohne Schalter, ohne kleine Läden. Nur hier und da trifft man vereinzelt Bänke an. Alle warten und wissen nicht worauf. Niemand weiß etwas. Das Warten ist ein immerwährender, vertrauter Zustand, wie Atmen. Nein noch vertrauter, noch natürlicher als das. So, dass man es nicht benennt, so vertraut ist es, so selbstverständlich.

Menschen ohne Namen, die ebenso nicht wissen, wer, wie alt oder woher sie sind. Sie können sich nicht verstecken vor den anderen, vor den Augen, den Körpern der anderen, sich nicht verbergen in undurchsichtigen Zimmern. Überall nur Glas, das sie nicht einmal vor dem Atemhauch anderer trennt, nur von der Welt, von dem da draußen, dem ungewissen, unbestimmten Etwas, das da draußen ist. Niemand spricht davon, von den Dingen, die es da draußen, außerhalb des Glashauses, gibt oder nicht gibt. Niemand fragt danach, niemand denkt daran. Ich, manchmal, kurz nach dem Aufwachen. Ich will manchmal nach jemandem rufen, aber mir fällt kein Wort ein, fällt nicht ein, wen ich rufen will, welchen Namen ich rufen will, also bleibe ich still.

Ich öffne ganz langsam die Augen. Ich liege auf meiner Bank, den Blick geradeaus gerichtet auf die Masse von Menschen, die im Licht der Sonne, das durch das Glas nur noch wärmer scheint, sitzen und stehen. Manche liegen genau wie ich, nur nicht auf einer Bank, sondern auf dem Boden, der ebenso aus Glas ist. Man kann das Gras sehen, die Erde, auch Insekten. Die Erwachsenen sprechen oder schweigen. Die Kinder, manchmal sind sie laut. Dann, wenn sie in ihr Spiel versunken sind. Geschnitzte Tiere, Bausteine, Domino, Porzellanpuppen, kleine Holzmöbel. Wie es sich gehört.

Sie sind entzückend, die Kinder. Die Jungen tragen Hemden, Westen, Hüte, Strümpfe. Und die Mädchen, mit ihren zarten Gesichtern, dem langen, geflochtenen Haar. In ihren Rüschenkleidchen knien sie am Boden oder tanzen in ihren schicken Schuhen im Kreis. Die Frauen ebenso schick, die Hüte groß, auch die Sonnenschirme, manche tragen lange Handschuhe. Die Herren in schwarzen Anzügen, auf ihren Köpfen schwarze Zylinder. Sie

warten, alle. Sie sprechen über alles und nichts, sie spielen mit den Kindern, sie schlafen. Sie weinen, jeder still für sich. Das Warten ist übergroß. Jeder ihrer Schritte ist sichtbar, früher hat man vielleicht noch hingesehen, jetzt nicht mehr. Nun übersieht jeder jeden, ignoriert. Man gewöhnt sich an das Fehlen von Privatsphäre. Ich kann mir ihre Gesichter nicht merken, ich schlafe ein und wenn ich aufwache bin ich mir nicht sicher, ob es die selben Gesichter waren, die ich vor dem Einschlafen gesehen habe. Niemand sticht sonderlich hervor.